

# Eine leidgeprüfte Lebedame

Nach 220 Jahren erstmals auf Deutsch: Maria Edgeworths Roman „Belinda“ bietet bühnenreifen Witz, peinliche Klischees und übersetzerische Überraschungen.

Manche Personenbezeichnungen lassen sich anscheinend nur im Maskulinum angeben. Ein Libertin, der in Genuss und Luxus lebt, die Frauen wie die Mode liebt und sich mit ihnen in der sogenannten besseren Gesellschaft ein ausschweifendes Dasein gönnt, das herkömmliche Vorstellungen von Moral und Anstand umstandslos beiseite lässt, wird im Deutschen gern als „Lebemann“ bezeichnet. Wie aber sollte man dazu die weibliche Form bilden?

Vor diese Frage stellt uns Lady Delacour, die mit Abstand interessanteste Figur dieses Romans. Sie ist reiche Erbin, Mittelpunkt der Londoner Society des späten achtzehnten Jahrhunderts, Vergnügungen wie Maskeraden ebenso leidenschaftlich zugetan wie der Mode, dem Spott, der Intrige und der Klatschsucht. Da sich ihr Gatte ohnehin lieber den Pferden widmet, hat sie ausgiebig Gelegenheit zur Regelung der sämtlichen Affären und Koketterien, die sie pflegt – eigene wie andere – und dabei, wenn es sein muss, selbst vor einem Duell mit Pistolen nicht zurückschreckt, das sie in Männerkleidung ausficht. Jungen Damen wie Belinda auf der Suche nach dem Ort im Leben kann sie naturgemäß mit allerhand Erfahrungsweisheiten aufwarten wie zum Beispiel: „Eine Frau kann immer eine Frau stärker hassen als einen Mann, es sei denn, sie war in ihn verliebt.“ Oder: „Es ist nie zu spät für Frauen, ihre Meinung, ihre Kleidung oder ihre Liebhaber zu ändern.“

So kann es kaum verwundern, dass Lady Delacour sich selbst als „rake“ bezeichnet, ein eingeführter englischer Begriff, der eigentlich so viel wie Playboy, Lüstling oder Wüstling meint und jedenfalls klar männlich besetzt ist. Die deutsche Übersetzerin Gerlinde Völker ist daher zu einer kreativen Lösung aufgerufen und wählt „Lebedame“, nicht ohne die Besonderheit der Wortprägung in einer Fußnote zu kommentieren. Tatsächlich sind es solche Überraschungswendungen, deretwegen sich die Neuentdeckung des Romans und seiner Autorin lohnt.

Ganze 220 Jahre nach Erscheinen ist „Belinda“ jetzt erstmals auf Deutsch zu lesen. Dabei galt die Verfasserin Maria Edgeworth (1767 bis 1849) im frühen neunzehnten Jahrhundert als führende Vertreterin ihrer Kunst und wurde nicht nur von heute so bekannten Größen wie Jane Austen, Walter Scott oder Iwan Turgenjew als Vorbild verehrt, sondern auch von ihrem Verleger mit so substanzialen Vorschüssen bezahlt, dass sie die kommerziell erfolgreichste Autorin ihrer Zeit war. Das Geld hatte sie gar nicht nötig. Sie entstammte dem protestantischen angloirischen Landadel und verbrachte ihr gesamtes Leben, wenn sie nicht gerade die Saison in London, Paris oder Genf wahrnahm, im gesicherten Wohlstand des Familienguts in Irland, um das sie sich selbst engagiert kümmerte. Auch gesellschaftspolitisch war sie zeitweilig aktiv, besonders was Frauenrechte und Frauenbildung anging. Schon bevor sie als Romanautorin debütierte, war sie durch aufgeklärte pädagogische Streitschriften bekannt geworden.

„Belinda“ (1801) ist ihr zweiter Roman und ihr erster, der sich dem Gesellschaftsleben widmet. Dabei ist sein Handlungsmuster so konventionell wie absehbar und offenkundig zeitgenössischen Erfolgsgeschichten wie Fanny Burneys „Evelina“ (1778) abgeschaut: junge Frau aus gutem Hause sucht perfekte Partie und kommt nach allerlei Verwirrungen und Hürden an ihr Ziel. Dazu bringt Edgeworth gleich das



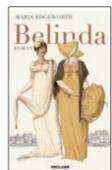
Heute kaum noch in Erinnerung, war Maria Edgeworth im neunzehnten Jahrhundert ein Vorbild für viele.

Foto Picture Alliance

ganze Repertoire genretypischer Versatzstücke ins Spiel: lang vermisste und spät aufgefundene Familienmitglieder, unerwartete Erbschaften, unerwartet eintreffende Freier, erwartbare Schwierigkeiten wie Rivalitäten bei der Durchsetzung des Glücksversprechens, notwendige Lösungen von hinderlichen Bindungen und verfehlten Vorstellungen, Bekehrung des verbohnten Helden zu seinem vorbestimmten Lebensglück und was sich in der einschlägigen Literatur sonst noch alles findet.

Bis hin zum Namen der Titelfigur sind sehr viele Einzelheiten literarischer Quellen entnommen, die auch noch fortwährend zitiert (und von der Übersetzerin dankenswerterweise in den Fußnoten erklärt) werden. Durchweg spürt man bei der Lektüre, dass die Autorin die gesellschaftliche Welt, die sie hier zeichnen will, noch kaum aus eigener Anschauung kennt und daher fleißig kolportiert. Hinzu kommen zeittypische peinliche Klischees, wie der geldgierige Jude Salomon und der treusorgende schwarze Diener Juba, der seinen Herrn („Du raubst mein Massa aus?“) wacker verteidigt und dabei doch nur mit dem gleichnamigen Hund verwechselt wird.

Was den Roman rettet und trotz vieler Längen lohnend macht, sind drei Eigenheiten. Erstens bietet er ein paar hinreißende Dialog-Szenen von wirklich bühnenreifem Witz und Schmiss, beispielsweise wenn Sir Philip Baddely der Heldin einen Heiratsantrag macht (den sie, ganz Tugendboldin, selbstverständlich zurückweist) und er dabei, je mehr ihn ihre Ablehnung verstört, immer zweifelnder mit seinem kurzen Stöckchen spielt. Zweitens gibt es etliche Passagen, wie das obligatorisch versöhnliche Finale, in denen die Figuren über ihre zugelegte Rolle als Romanpersonal, das üblichen Erwartungen entsprechen muss, sehr reichlich rasonieren: eine erzählerische Ironie seitens der Autorin, wie wir sie zuweilen von Jane Austen kennen (das



**Maria Edgeworth: „Belinda“. Roman.** Aus dem Englischen von Gerlinde Völker. Nachwort von Katrin Berndt. Reclam Verlag, Ditzingen 2022. 608 S., geb., 28,- €.

heißt: jetzt als Austens Anleihe bei Edgeworth (erkennt), und zugleich Spiel mit Konventionen der Fiktion, die alle Harmoniesucht augenzwinkernd einer mitspielenden Leserschaft anheimstellt.

Und drittens gibt es Lady Delacour, die heimliche Hauptfigur, deren beißende Bonmots und pikante Eskapaden, wie sich zeigt, ein Trauma bergen: Nicht nur hat der Rückstoß der Pistole beim Duell ihr dauerhaft die Brust verletzt, sie glaubt sich selbst an Brustkrebs leidend und muss sich auf eine – wie sie es vielsagend nennt – Amazonenoperation vorbereiten. Wie sich die solcherart versehrte Weiblichkeit im gesellschaftlichen Stellungsspiel gleichwohl behauptet und in der Geschlechterordnung machtvoll ihren Weg bahnt, zählt zu den stärksten und bemerkenswertesten Aspekten des Romans. Man muss es daher eigentlich bedauern, dass diese leidgeprüfte Lebedame letztlich doch dem Idealbild der Autorin vom Glück in häuslicher Bescheidung unterworfen und zu einem tugendhaften Lebenswandel bekehrt wird. Aber wie sie selbst bemerkt, ist es für eine Frau niemals zu spät, die Meinung und die Vorlieben zu ändern. TOBIAS DÖRING

# Die Zeit, die noch bleibt, mit Novellen vertreiben

Zärtliche Kritik: Ein Schweizer Decamerone des Schriftstellers und Kabarettisten Ralf Schlatter

Scheherazade erzählte um ihr Leben. Paula wird erzählen lassen, ihrem Tod entgegen. Die Ärztin im Pflegeheim „Frohburg“ hat ihr noch eine Woche gegeben, „plus, minus“. Würde sie in sieben Tagen sterben, wäre das am 12. Mai, dem Tag des heiligen Pankraz. Paula findet das passend zu ihrem Pankreaskarzinom. Sie greift zum Telefonbuch und sucht nach Menschen mit den Vornamen der Heiligen, die bis dahin Namenstag haben. „Es gibt ja immer mehrere Namen pro Namenstag.“

Sie ruft wildfremde Leute an. Elf von ihnen sagen zu: der Buchhalter Volkmar aus Gunterhausen; Theresia, Pastoralassistentin aus Wädenswil; Gundula, Apothekerin aus Urnäsch; Isidor, Fahrlehrer aus Windisch; Klara, Dentalhygienikerin aus Filisur; der Landschaftsgärtner Joachim aus Bülach; Helga, Intensiv-Krankenpflegerin aus Münsterlingen; Beat (was tut der eigentlich?) auch aus Münsterlingen; die Kindergärtnerin Ida aus Düringen; Notker, pensionierter Geschichtslehrer aus Winterthur. Und eben Pankraz, Elektroinstallateur aus Brienz. Sie würden kommen und für Paula erzählen. Elf mal sieben, das macht 77 Geschichten. Paula streichelt die Katze Frau Obermüller und findet, das ist ein guter Abschied aus der Menschenwelt.

Nicht Scheherazade, die erzählend dem Frauenmorden ihres Königs ein Ende setzte, ist die Vorlage der Geschichtensammlung „43'586“, sondern Boccaccios Zehn-Tage-Werk, in dem, auf der Flucht vor der Pest in Florenz, sieben Männer und drei Frauen auf einem Landgut in Fiesole sich mit Novellen die Zeit vertreiben.

Ein „Schweizer Decamerone“ also, inszeniert vom vielfach preisgekrönten Schriftsteller und Kabarettisten Ralf Schlatter, Jahrgang 1971, der im Duo „schön & gut“ (mit der wunderbaren Anna-Katharina Rickert) seit zwanzig Jahren die Binnenexotik des Alltags erkundet. Wer, wenn nicht er, könnte Milieus so sicher lesen und in punktgenauen Pointen die Risse in allen Fassaden entdecken? Und in solider romantischer Tradition ist der Geschichtenreigen an Paulas Sterbebett eingelassen in einen Traum, in dem der Erzähler auf einer einsamen Insel strandet, mit fünf anderen Menschen, die alle etwas Rechtes gelernt haben. Kann doch der Schreiner eine Affenfalle bauen, der Metzger dem Tier die Kehle durchschneiden, die Kindergärtnerin aus Palmblättern Tellerchen flechten, der Buchhalter die Vorräte inventarisieren und die Bankangestellte ein Bonusprogramm für Arbeitsmoral entwickeln. Nur er selbst taugt zu nichts. Bis einmal am Lagerfeuer allen langweilig ist, so ohne Kino und Netflix. Und er zu erzählen beginnt. Von der sterbenden Paula, die nun (und mit ihr die Gestrandeten und auch wir) die schönsten Geschichten zu hören bekommt.

Es sind sehr gut gearbeitete Miniaturen, parabelhaft, mit einer kleinen Moral oder offen, nur zum Staunen und Nachdenken. Oder absurd, wenn sich etwa im Zugabteil um eine junge Frau, die in Mozart-Noten blättert, auf einmal die Gratiszeitungen der Mitreisenden in Geigen verwandeln, ein Laptop zu einem Flügel mutiert, aus einer Unihockeytasche eine Oboe wird, aus einem Hotdog eine Querflöte und die junge Frau nun den Dirigierstab hebt und alle Mozarts „Pariser Symphonie“ spielen. Es gibt Liebesgeschichten und Geschichten vom Sterben und andere, in denen Übergänge eine Rolle spielen. Da erzählt eine alte Wanderin etwa, warum sie Gipfel nicht mag. Hingegen liebt sie die natürlichen Wege, die durch die Berge hindurchführen: „den Pass, den Sattel, das Joch, die Fuorcla, das Fürggeli, die Scharte“. Manche Geschichten explodieren wie ein



**Ralf Schlatter: „43'586“. Ein Schweizer Decamerone.** Limbus Verlag, Innsbruck 2022. 199 S., geb., 19,- €.

Feuerwerk, andere kreisen leise um eine Katze, etwa um den Friedhofskater Zarathustra. Das kann sehr komisch sein und auch ein wenig traurig. Oder böse, wenn etwa ein Jubilär seine Freunde in den Europapark Rust führt, dort in ein Café bringt, „das als französisches Bistro verkleidet war und gerade Wohlfühlwochen anbot“, um sich heimlich davonzustehlen, wohin wird nicht verraten.

Jede der Geschichten wirkt als einzelne. Aber unter der Hand erzählt Ralf Schlatter, wie beim Erzählen die Erzählenden aufeinander reagieren, wie sich Flirts, ja Leidenschaft entwickeln. Da begeistert sich Klara für Gundula, die pausbackige Frau mit dem „Kirchenglockenlachen“. Oder Beat (der nie richtig erzählt, sondern das, was zu erzählen wäre, spielverderberisch zusammenfasst, und dem dann doch die furiose Schlussgeschichte gehört) verliebt sich in Helga. Und der Gärtner Joachim kommt der Pastoralassistentin Theresia in den engen Jeans näher. Der Leser erfährt nicht nur, dass der Erzähler am Ende der lebenssatten, ruhig sterbenden Paula die Hand hält, sondern auch, wie die Liebesgeschichten derer, die für sie erzählt haben, weitergehen. In etwa.

Bis das Lagerfeuer nur noch leise flackert, ein Affe im Dschungel schreit – oder war es das Nachbarkind? – und der Erzähler erwacht, um zu guter Letzt das Rätsel des seltsamen Titels dieses menschenfreundlichen Buchs zu lösen. ANGELIKA OVERATH



Ralf Schlatter

Foto Ruth Grünenfelder

# Die Katze, die der Jäger schoß, macht nie der Koch zum Hasen

Nicht immer ist sicher, von wem ein Strich oder eine Marginalie stammt: Stefan Höppner zeigt, wie Goethe seine Bücher sammelte, nutzte, annotierte

Goethes hinterlassene Autorenbibliothek ist mit fast achttausend Bänden recht umfangreich, ungewöhnlich geschlossen überliefert und auf Grundlage von Hans Rupperts Katalog von 1958 sogar online durchsuchbar. Für die Forschung ist das ein unersetzliches Arbeitsinstrument, denn es gibt Auskunft über Quellen, Lektüren und Verfahrensweisen des Dichters und Naturforschers. Nimmt man die ebenfalls gut dokumentierten Ausleihverzeichnisse der Bibliotheken in Weimar und Jena sowie Kalenderjournale, Tagebücher und Briefe hinzu, so lassen sich Lektüre- und Studienhorizonte ziemlich genau abstecken. Ganz gewiss kann man sich aber nur in seltenen Fällen konkreter Exzerpte, Kommentare, Anstreichungen, Marginalien oder Korrekturen sein. Goethe malte nicht in seinen Büchern herum, bestenfalls markierte oder notierte er etwas mit zartem Blei-

stift am Rand, in der Regel sind es nur ein paar kleine horizontale Striche.

Stefan Höppner, wissenschaftlicher Projektleiter von „Goethe digital“ in Weimar, hat das jetzt alles gründlich untersucht. Sein umfangreiches Buch stellt in der ersten Hälfte die Geschichte der Bibliothek vor, die von der Familie bewahrt und schließlich in Weimar aufgestellt und katalogisiert wurde. Der zweite Teil ist systematischer Natur. Neben vielleicht allzu einfachen Fragen – Was ist eine Bibliothek?, Was ist eine Sammlung?, Was ist eine Lesespur? – werden hier die Bestände und ihre organische Entwicklung aufgrund ständiger Zu- und Abgänge, die Umstände von Erwerbungen und Schenkungen (Widmungsexemplare), Provenienzen (es gibt Titel aus dem Besitz von Gryphius oder Leibniz) und exemplarische Analysen von Bearbeitungsspuren untersucht. Während in

Schillers Nationalausgabe oder in der gerade abgeschlossenen Hofmannsthal-Edition Handbibliotheken oder Kalenderjournale im letzten Band erfasst und damit dem Werk beigegeben werden, ist das im Falle Goethes trotz vieler Gesamtangaben nicht üblich. Umso wichtiger ist jetzt Höppners digitale inhaltliche Erschließung.

Goethes Autoren- und Arbeitsbibliothek ist kein homogenes Gebilde. Sie enthält auch Bücher des Vaters Johann Caspar, des Sohnes August, der Schwiegertochter Ottilie oder des Enkels Wolfgang Maximilian; von Frau Christiane gibt es nur einen „Schreib-Kalender“ und ein Widmungsexemplar des Herzogs. Etwa zehn Prozent des Bestandes aus Goethes Todesjahr fehlen, weitere zehn Prozent entfallen auf noch nicht aufgeschnittene Bände. Aus dem 18. Jahrhundert stammt nur ein Viertel der Bücher, außer

deutschsprachigen sind lediglich lateinische und französische (je 10 Prozent) sowie italienische und englische Titel (zusammen 6 Prozent) nennenswert vertreten. Den größten Anteil beanspruchen die Naturwissenschaften und Mathematik (1900 Einheiten), gefolgt von Archäologie und Kunstgeschichte sowie der deutschen Literatur.

Besonders interessant ist die Aufstellung eigener Werke nebst der Sekundärliteratur. Hier finden sich auch signifikante handschriftliche Korrekturen, etwa in der Werkausgabe von 1815. So heißt es im Gedicht „Katzenpastete“ sinnwidrig: „Die Katze, die der Jäger schoß, / Macht mir der Koch zum Hasen“. In der Ausgabe letzter Hand ist das irrierte „mir“ in „nie“ korrigiert. Nicht immer kann man sicher sein, ob ein Strich oder eine Marginalie wirklich von Goethes Hand stammt. Bei Immanuel Kant ist das aber der Fall. Vor

der „Kritik der reinen Vernunft“ kapitulierte Goethe, wie später Musils Törleß, aufgrund von „Dichtungsgabe“ und „Menschenverstand“ – „ins Labyrinth selbst kommt“ ich mich nicht wagen“, erklärt er lapidar. Doch die „Kritik der Urteilskraft“ ackerte er durch, die Lektüre fiel in eine „höchst frohe Lebensperiode“. Hier stellt er auch eigene Gedanken an, wenn Kant etwa auf S. 412 über ein „moralisch-gesetzgebendes Wesen außer der Welt“ nachdenkt, fügt Goethe hinzu: „Gefühl von Menschen objectivirt = Gott“.

Solche aufschlussreichen Details, die bereits Geza von Molnár herausarbeitete, bilden die Ausnahme in Höppners Buch. Er erzählt vielmehr sehr ausführlich die Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte von Goethes Bibliothek. Jede handschriftliche oder auch in Kupfer gestochene Widmung, wie in Alexander von Humboldts Pflanzengeographie von

1807, ist ihm eine kleine Geschichte wert. So lassen sich internationale Netzwerke entfallen und anhand von Karten schön visualisieren. Große Überraschungen für die Werkgenese oder eine intensive Auseinandersetzung Goethes mit anderen Autorinnen und Autoren hält Höppners buchgeschichtliche und systematische Erschließung dieser ungewöhnlich gut erhaltenen Sammlung aber nicht bereit. Sein Buch bleibt ein solides Hilfsmittel. ALEXANDER KOŠENINA



**Stefan Höppner: „Goethes Bibliothek“. Eine Sammlung und ihre Geschichte.** Verlag Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main 2022. 503 S., Abb., geb., 39,- €.